

JENS STEINER

DIE
RÄNDER
DER
WELT

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE





Jens Steiner

DIE
RÄNDER
DER
WELT

Roman

HOFFMANN UND CAMPE

Motto aus: Julio Cortázar, *Rayuela. Himmel und Hölle.*

Aus dem Spanischen von Fritz Rudolf Fries.

© Julio Cortázar 1963 © der deutschen Ausgabe Suhrkamp
Verlag Frankfurt am Main 1981. Alle Rechte bei und
vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin AG.

Der Autor dankt der C. und A. Kupper-Stiftung für die
großzügige Unterstützung dieses Werkes.

»Zuweilen geschah es, dass sich die Worte der Toten
mit den Gedanken der Lebenden trafen.«

Julio Cortázar

1. Auflage 2024

Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: Lisa Busch © Hoffmann und Campe

Umschlagabbildung: © Dieter Meyrl/iStock

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01710-6


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

1.

Ein fröhlicher Morgen in den Schären von Gislövshammar. Windstille, die Welt gibt sich zart wie ein frisch gelegtes Ei. Du stehst am Rand des riesigen Landschilds, tunkst die Zehenspitzen ins Meer, die dabei entstehenden Wasserringe zerknittern dein gespiegeltes Gesicht. Kurz wirkt es, als würde es dich auslachen, und du denkst: Habe ich alles falsch gemacht? War mein Weg ein einziger Irrtum? Dann beginnst du selbst zu lachen. Über dein Spiegelbild. Über dich. Über diese Geschichte, die du so nie wolltest.

Flache Granitblöcke legen eine Spur ins Meer hinaus. Einige von ihnen sind mit runden Löchern versehen – Spuren einer Zeit, als man hier mit Vorschlaghammer und Brechstange Mühlsteine aus dem Fels schlug. Du folgst der Spur, springst von Stein zu Stein, bis du nicht mehr weiterkommst. Zögerlich hebst du den Blick und schaust aufs Meer hinaus. Diese Weite, diese Verschwiegenheit. Die Ostsee mag ein seichter Tümpel sein, jedoch: Die Rätsel um deine Herkunft, die sie birgt, hast du nie zu fassen gekriegt. Da ist etwas in diesem Meer, das nichts hergeben will.

Du setzt dich auf den äußersten Granitblock und lässt den Kopf in den Nacken fallen. Weil du die Bewegung zu schnell gemacht hast, stockt das Blut in deinen verkalkten Arterien; ein Schwindel ergreift dich, du kippst in diesen endlosen Himmel, und kurz ist es, als ob du zurückgeworfen wärest in jene ferne Zeit, als dir bei jeder Erregung der Boden unter den Füßen abhandenkam, in jenes törichte Alter, das nie mehr zurückzuholen ist. Dein Kopf damals voller wütender Gedanken, immerzu sich an den Rändern deiner Welt stoßend. Alles wollen, nichts

können, alles sehen, nichts wissen. Doch jetzt bist du hier, in einer Welt mit ganz anderen Rändern, und du hebst den Kopf aus dem Mahlstrom deines Taumels. Ameisen vor den Augen, in den Gliedern ein Kribbeln. Du fühlst dich jung und zugleich greisenhaft alt.

Die Schären von Gislövshammar – walgraue, ins Meer greifende Felskrallen am Bug der skandinavischen Halbinsel. Im Sommer ein beliebtes Ausflugsziel, doch frühmorgens ist es hier menschenleer. Eine Weile lang lauschst du einer Amsel hinter dir, bis sie ihr Flöten abrupt beendet. Als ob sie über sich selbst erschrocken wäre.

Auch du erschrickst zuweilen über deine eigene Anwesenheit. Dieses Ich, so nah und unausweichlich. Du kannst dich nicht daran vorbeilügen, du bist ich, und so stehe ich jetzt auf von meinem Stein, drehe mich um und blicke zurück aufs Land. Ein Holzzaun und zwei Häuser bilden einen Scherenschnitt vor dem mild glühenden Morgenhimmel. Schön wäre es, für ein paar Tage hierzubleiben, denke ich. Doch ich weiß: Nur die stetige Bewegung verhindert, dass ich meine Rückkehr abermals hinauszögere und mich noch einmal in einen anderen verwandle. Dreißig Jahre sind genug; es ist Zeit, mich Mikkel Jacobsen zu stellen. Ich drehe mich erneut um. Die Wasseroberfläche noch immer glasig glatt; weit draußen, auf der Horizontlinie, wie von einem Kind mit weichem Bleistift hingekrakelt: die Insel Bornholm. Ein Stück östlich davon wird Christiansø sein, das Ziel meiner Reise.

Ich musste das letzte Stück bis hierhin zu Fuß gehen, ich konnte nicht anders. Man soll sich beim Reisen Zeit nehmen, damit auch die Seele ankommen kann, sagt ein indianisches Sprichwort. Mich bremste die nackte Angst. In Sölvesborg hielt ich es nicht mehr aus, stieg aus dem Bus und trottete los. Nun

habe ich die Schlussetappe meines Umwegs vor mir, der vor so vielen Jahren begann. Der mich um die halbe Welt geführt hat. Und den ich nicht beenden zu müssen glaubte. Bis mich die Vergangenheit doch noch aufstöberte.

Mikkel Jacobsen. Wie wir uns die Köpfe an dieser lumpigen Kindheit wund schlugen. Beide waren wir sehr jung aus dem Norden nach Basel umgepflanzt worden, kaum als Zugezogene zu erkennen und dennoch fremd, jeder dem anderen Rettungsleine, aber auch Labyrinth. Heillos verliefen wir uns im Wesen des anderen und wussten dennoch, dass das unser einziger Weg ist. Jetzt hat Mikkel mich also gefunden, und ich bin einmal mehr auf ihn hereingefallen. Der Schlaumeier weiß noch heute, wo er mich kneifen muss, damit ich zapple.

Und doch. Etwas in mir denkt, dass Christiansø ein Ort sein könnte, von dem aus ich ihn verstehe. Von dem aus das alles einen Sinn ergibt, der die Weite des europäischen Nordens mit den engen Straßen unserer Basler Kindheit verbindet, die Geschichte meiner estnischen Vorfahren mit der Geschichte meiner Familie in Patagonien. Hinüber nach Christiansø also, die Insel der Bastionen, der Maler, der Eiderenten und Kegelrobber. Hinüber zu Mikkel Jacobsen, der mir alles gegeben und alles genommen hat.

Ich packe meine Thermosflasche ein, schnüre die Schuhe, schultere den Rucksack. Ich springe von Granitblock zu Granitblock, zurück auf den Grasboden des Festlands. Zehn Kilometer sind es bis zum Fähranleger in Simrishamn, ich habe keine Eile. Zwei Stunden Fußmarsch. Genug Zeit, um Mikkels Anfänge zu befragen. Und meine eigenen.

~

Hier ein Faden. Mein erster Aufbruch in die Welt. Es war im Jahr 1947, kurz nach meinem vierten Geburtstag. Wir hatten in kleinem Rahmen gefeiert, mit Streuselkuchen von Tante Leena und einem dreistimmigen Chor, der estnische Volkslieder zum Besten gab. Dass wir für das Fest im Raumschiff geblieben waren, hatte mich nicht gestört. Von Vater ein Nonsens-Gedicht, von Mutter eine gestrickte Mütze, ich hatte keinen weiteren Wunsch übrig. Doch die Ankunft des Frühlings änderte alles. Nun war ich fest entschlossen, die Welt da draußen zu meiner eigenen zu machen. Hölzernes Knarren unter meinen Füßen, fast rutschte ich auf den glatt gewetzten Treppenstufen aus. »Kristi, nicht so schnell.«

Als ich die Hand nach der Klinke ausstreckte, kniete sich Mutter auf meine Augenhöhe. Sie zupfte mein Hemdchen und die Hosenträger zurecht, sagte: »Du musst da nicht hinaus, weißt du?«

Wortlos stemmte ich die Haustür auf. Ich würde mich in diesen Tag hineinwuchten, koste es, was es wolle. Vom Hafen her der Motorenlärm der Lastkraftwagen und das Dröhnen der Kräne, links von mir das Johlen der Kinder am Brunnen. Wie die Motte zum Licht strebte ich darauf zu.

Es war erst April, doch das Wetter schon fast sommerlich. Die Wärme hatte die Kinder von Kleinhüningen zum Pumpbrunnen am Kronenplatz getrieben. Barfüßig tapsten sie herum, glänzende Spuren auf dem Pflasterstein hinterlassend, immer wieder hin zur Pumpe, wo ein Junge hebelte, als ob es um Leben und Tod ginge. Hin und in den Wasserstrahl greifen, schnell wieder wegrennen. Die Mutigsten blieben länger und spritzten sich vor lauter Angstlust selbst patschnass.

Mehr als einmal hatte ich ihnen vom Fenster aus zugeschaut, skeptisch, aber nicht ohne Interesse. Das Raumschiff – unsere Wohnung im ersten Stock – war mir ein sicherer Hort, ich hat-

te ihn nicht leichtfertig aufgeben wollen. Doch an diesem Morgen hatte mich der Irrsinn gepackt. Mein kleines Herz raste. Eines der Mädchen kannte ich vom Laden um die Ecke. Alles an ihrem Gesicht war zu groß: die Schaufelzähne, die Nasenlöcher, die Augen. Sie strahlte mich an, und mein Herz raste noch schneller. Dann der Junge mit dem tänzelnden Gang. Auch ihn kannte ich. Oft stand er am Straßenrand und kaute auf einem bräunlichen Stängel herum. Wenn ich mit Mutter an ihm vorbeiging, machte er ein paar Schritte mit, um sich gleich wieder zurückfallen zu lassen und uns herausfordernd hinterherzublicken.

Jetzt hatte der Tänzeldjunge den besten Platz erobert. Beidhändig schaufelte er drauflos, in schweren Schwallen platschte das Wasser auf den Boden. Rufen, Kreischen, Johlen. Ein weiterer Junge stürzte herbei und zettelte ein Scharmützel an. Im Rücken der beiden machte auch ich einen Satz auf den Strahl zu: kurz die Hand ins kühle Nass und schnell weg. Dann kam das Mädchen mit den großen Zähnen hinzu und der Junge in der viel zu langen Hose und dieses Kind, das weder Junge noch Mädchen zu sein schien, alle waren jetzt am Brunnen, der Pumpjunge pumpte, pumpte, pumpte, alle spritzten und johlten, und ich mittendrin, ich mittendrin, ich mittendrin.

Ein Aufschrei neben mir, ein ausgestreckter Zeigefinger, Blicke, die in meine Richtung gingen; der Brunnen spuckte einen letzten Schwall Wasser aus, und für einen Augenblick war alles still. Dann ging das Geplapper los. Ich verstand kaum ein Wort. Ich hatte ihre Sprache noch nicht richtig gelernt. Aber ich sah ihre Blicke. Sah das Entsetzen in ihren Augen. Schnell versteckte ich meine linke Hand hinter dem Rücken. Rannte los, zum Raumschiff. An jenem Tag verstand ich zum ersten Mal, dass es den sechsten Finger an meiner linken Hand nicht geben durfte.

Zurück im Raumschiff also. Der Ort, in dem sich der größte Teil meines bisherigen Lebens abgespielt hatte. Mir war es ein ganzes Universum, derweil es für meine Eltern bloß eine enge Zweizimmerwohnung im alten Dorfteil von Kleinhüningen bedeutete. Man sagte hier noch immer Dorf, dabei war die Siedlung bereits Jahrzehnte zuvor zum Basler Stadtviertel geworden. Kaum jemand kam freiwillig hierher. Hier wohnten Rheinschiffer oder Arbeiter in den neuen Fabriken. Oder ein mittelloser estnischer Sprachlehrer, der nach zwei Invasionen – erst der russischen, ein Jahr später der deutschen – im heimatlichen Tartu seine Siebensachen gepackt und mit Frau und Kind das Weite gesucht hatte.

Obwohl mir das Raumschiff groß genug erschien, saß ich oft an einer der zwei Öffnungen, die uns mit der Außenwelt verbanden. Vom Küchenfenster aus sah ich hin und wieder ein Auto, öfter Arbeiter mit Handwagen, und über den Hausdächern den Siloturm des Rheinhafens und die riesigen Kräne bei den Kohlehalden. Das Fenster in meinem Zimmer ging auf den Hinterhof. Tief geduckt befand sich dort eine Schreinerwerkstatt, von der stets ein Geruch von frischem Sägemehl zu mir hochstieg. An diesem Fenster saß ich nachmittags, wenn Vater das Raumschiff in seiner Forschermission verlassen hatte. Der Schreinerlehrling kletterte in seinen Pausen gerne auf einen Stapel Bretter, um dort auf seiner Mundharmonika zu spielen. Sein zerknautschtes Gesicht wirkte dabei wie eine aufgepustete Papiertüte, aus der nach und nach die Luft entwich. Ich wartete auf den Moment, in dem nur noch ein faltiger Lappen an dem Instrument hängen würde, doch in letzter Sekunde schoss ein Fuder Luft in das Tütengesicht. Und ich selbst fragte mich, ob es wirklich der Lehrling war, der auf der Harmonika spielte, oder nicht eher die Harmonika, die auf dem Lehrling spielte.

Irgendwann wusste ich über seine Pausenzeiten Bescheid. Ein Winken und ein stilles Grinsen begrüßten sich, er legte los. Nie ein einziges Wort zwischen uns. Als ob wir uns geschworen hätten, unsere Komplizenschaft geheim zu halten. Solange er da unten für mich spielt, bleibt unser Raumschiff in Kleinhüningen, dachte ich.

Es war Vater gewesen, der mir die Idee vom Raumschiff ins Hirn gepflanzt hatte. »Nichts, mein Sohn, nichts bleibt«, sagte er eines Abends an meinem Bett und wühlte mit den Fingern in seinem Bart herum, »alles geht, vergeht, verblüht, verblasst und verstreut sich. Alles ist Streusand. Abend für Abend kommt der Sandmann, streut uns seine Prise übers Gesichtchen und zaubert uns weg von hier. Immer und immer wieder. Bis hin zu jenem Herrgottsdonnertag, an dem es keinen Ort mehr gibt auf der Welt, wo wir unser Raumschiff nicht für wenigstens eine Nacht vertäut haben. O Himmelherrgottssakrament, o Kruzifix, o Sackzement! O glorreicher Glückstag, nie werden wir dich erleben.« Dann gab er mir einen Kuss auf die Stirn und verließ das Zimmer.

Ich verstand Vater selten. Seine Art zu sprechen, irritierte mich dennoch nicht. Vielleicht, denke ich heute, war das Gemurmel, das mir damals wie ein endloser Zauberspruch vorkam, sein Bollwerk gegen eine Gegenwart, die ihm einiges abverlangte. Meinen Eltern war drei Jahre zuvor eine schwierige Flucht gelungen, sie waren der doppelten Zerstörung der estnischen Zivilgesellschaft durch die Rote Armee und die Nationalsozialisten gerade noch entkommen. Nun lebten sie in der Schweiz, doch die Möglichkeiten, die sie hier hatten, erwiesen sich als begrenzt. Und an eine Rückkehr würde noch lange nicht zu denken sein. Andererseits waren meine Eltern enge Verhältnisse gewohnt. Vater hatte in den zwanzig Jahren der estnischen Unabhängigkeit sämtliche Angebote von Freunden

ausgeschlagen; er hätte es zu einer zwar nicht gut bezahlten, aber angesehenen Anstellung bringen können, doch jede sich darreichende Hand hatte er zurückgewiesen. Er hatte auch bewusst darauf verzichtet, nach Schweden zu flüchten, wie es die meisten Esten taten. Schon immer schien er auf diese eigenbrötlerische Existenz zugestrebt zu sein, die er in Basel ohne Einschränkung führen konnte – wenn auch in engeren Verhältnissen, als er es sich wohl vorgestellt hatte. Eine Klage über die Wohnung in der Arbeitervorstadt Kleinhüningen hörte ich dennoch nie, auch nicht von Mutters Seite. Vielmehr versuchten die beiden mit ihrem Blick auf die Dinge die Welt um sich herum besser zu machen, als sie war. Sanft und geduldig war dieses Bemühen. Als ob die Wirklichkeit ein verträumtes Kind wäre.

Die Ausstattung dieser Wirklichkeit bestand aus einem fensterlosen Schlafzimmer für die Eltern, einem Zimmer für den Sohn, das dem Vater von frühmorgens bis zur Mittagszeit als Arbeitsraum diente, einer Küche und einem Korridor, der nicht über die Größe eines Wandschranks hinauskam. Während Vater sich nach dem Frühstück in mein Zimmer zurückzog, um an seinen Übersetzungen zu arbeiten, richtete Mutter sich am Küchentisch ein, legte Papierbögen aus und fertigte Schnittmuster an. Sie hatte in Estland Modeschneiderin gelernt. Da sie in unseren ersten Basler Jahren Schwierigkeiten hatte, eine Arbeit zu finden, tüftelte sie an einer Idee, mit der sie bereits in Tartu geliebäugelt hatte. Sie wollte einen Katalog mit Schnittmustern herausgeben, die jede mittelbegabte Hausfrau meistern konnte.

Wäre sie bloß schneller gewesen. Hätte sie bloß das nötige Kapital aufbringen können. Dann wären wir womöglich zu immensem Reichtum gekommen, so wie Frau Aenne Burda aus Offenburg, die mit ihren Schnittmustern und ihrer Mode-

zeitschrift wenige Jahre später Millionen von deutschen und Schweizer Frauen eine treue Begleiterin werden sollte. Doch das Schicksal hatte den Erfolg von Frau Burda und das Scheitern meiner Mutter von langer Hand eingefädelt. Als Mutter Mitte der vierziger Jahre voller Hoffnung an unserem Küchentisch saß und ihren Katalog zusammenstellte, war bereits alles entschieden. Frau Burdas Mann hatte in den späten Dreißigern eine jüdische Druckerei in Mannheim zu einem Spottpreis gekauft und im Krieg haufenweise Aufträge vom Regime bekommen. Der Mann meiner Mutter hingegen war ein Angehöriger des jungen, stolzen estnischen Bürgertums, das mittlerweile fast ganz ausgelöscht war. Kurz: Frau Burda hatte die besten Startbedingungen gehabt, meine Mutter nie eine Chance. Doch als die deutsche Wirtschaftswunderfrau sich Anfang der fünfziger Jahre mit Wucht in die Haushalte und Köpfe drängte, war Mutter längst auf einem anderen Weg. Und verschwendete keinen einzigen Gedanken mehr an ihren Katalog. Es war nicht ihre Art, einer nie gehabt Chance nachzutruern.

Noch aber lag Deutschland in Ruinen, und meine Mutter saß am Küchentisch, hantierte mit Schere, Bleistift und Seidenpapier, während ich hinter ihrem Rücken zur Speisekammer huschte, den Schlüssel umdrehte und in den nach Trockenwurst riechenden Raum schlüpfte. Ich zog die Tür bis auf einen Spalt zu und kauerte mich neben den Kartoffelsack, hielt mein Gesicht an den Lichtstreifen. Jeden einzelnen Rückenwirbel unter dem Stoff ihres Kleids sah ich, ich sah ihre Ellbogen, die wie spitze Flügelchen über den Tischrand hinausragten, sah das Spiel ihrer Zehen unter dem Stuhl, hörte das Knistern des dünnen Papiers unter ihren Händen, das Geräusch der Schere auf der Tischoberfläche, das Kritzelkratzen, wenn sie Zwischenergebnisse auf das Sudelpapier schrieb. Ich hörte auch, wie sie den Bleistift hinwarf, hörte das Rollrattern seiner

sechs Kanten auf der Tischplatte. Diese Hingabe! Nie liebte ich Mutter so sehr wie in diesen Minuten, und immer wenn meine Liebe drohte, aus der Speisekammer hinauszuschwappen und die Küche zu überfluten, setzte das Summen ein.

Als ich es zum ersten Mal vernahm, suchte ich verwundert die Dunkelheit hinter mir ab, aber da war nichts und niemand. Nur dieses Summen, langsam lauter werdend. Und mit einem Mal wusste ich: Das ist der sechste Finger, der das macht. Und dabei klingt wie ein betrunkenen Mönch bei Vollmond. Komm her, dachte ich. Komm nur näher ran, du kleiner Summgeselle, ich möchte dich gerne ... In diesem Moment drehte Mutter sich mit einem Ruck um. Ein Blick wie ein Hieb mit dem Holzlineal auf die Knöchel – das Summen verstummte. Ihr Gesicht hellte sich auf, ein Lächeln strich liebevoll und zugleich streng über meinen Kopf. Schon drehte sie sich zurück, und der Bleistift nahm seine Tänze wieder auf. Ich presste meine Lippen zusammen und pferchte den sechsten Finger in eine harte kleine Faust.

Ich war nicht der Erste in der Familie mit einem überzähligen Finger. Auch ein Cousin meines Vaters war elffingrig auf die Welt gekommen. Ein Bauer aus dem Nachbardorf, im Nebenberuf Tierarzt, hatte sich wenige Monate nach der Geburt um die Amputation gekümmert. Zum Einsatz kamen eine Klauenschere und eine Flasche Chloroform. Es wurde eine groteske Schnippelei. Der Onkel litt sein Leben lang unter einem schwachen Herz und an einer Hand, die in wichtigen Momenten ihren Dienst versagte. Er starb mit sechsundfünfzig Jahren. Als Großvater Jüri von meiner sechsringrigen Linken hörte, riet er sofort zur Amputation, trotz der unseligen Geschichte seines Neffen. Doch Vater ließ es nicht zu.

Noch oft würde ich in diesen frühen Jahren die Flucht in die Speisekammer ergreifen. Dass meine Verstecklust sich mit

der Zeit nicht auswachsen, sondern im Gegenteil zur verhängnisvollen Labyrinthliebe gedeihen würde, wusste ich damals nicht. Während ich mich nun, auf der letzten Etappe meines Umwegs, an jenen Anfang erinnere, spüre ich, wie sich mein Magen verklumpt, und ich denke, dass all dieses Erinnern mich um keinen Deut klüger macht. Und doch weiß ich genau: Ich muss noch einmal zurück, ein einziges Mal, bevor ich mich Mikkell stelle. Also gehe ich weiter in dieser Geschichte, dumm wie eh und je.

Ich war ein folgsamer Schüler. Ich hatte früh gelernt, worauf es ankommt im Raumschiff-Leben. Still kauerte ich in der Speisekammer, wenn Vater in die Küche kam, um sich einen Kaffee zu brauen. Rücken an Rücken führte er mit Mutter ein Pausengespräch.

»Die Hermes spuckt wieder Sätze. Wie Gletscherwasser gluckern sie aufs Papier. Herrlich.«

»Brr«, machte Mutter.

»Die reinste Musik.«

»Apropos. Leena könnte Karten für den Schubert am Samstag besorgen.«

»Du hooorde Kunst, in wie-hie-viel, gra-ha-haue-en Stunden ...«

»Nicht die Lieder, Jaan. Die vierte Sinfonie.«

»Oho! Die Tra-ha-hagische!«

»Tragisch ist, dass wir auch dafür kein Geld haben.«

»Ach. Schuberts Sinfonien sind sowieso nichts gegen seine Lieder. Hast mich in eine bessre Welt entrü-hückt ...«

Mutter seufzte. »Schön wär's trotzdem. Wieder mal in ein Konzert.«

»Jakob ist stinkreich, Marie. Ich verstehe nicht, warum Leena ihren Mann nicht ...«

»Ach was. Jakob ist genau wie sein Biedermeierschrank. Ein Kunstwerk, prächtig zum Ansehen, aber im Grunde genommen ein Wrack. Finanziell zumindest.«

Derweil schlich ich ins Zimmer hinüber und stieg in die Truhe, die neben meinem Bett stand. Ich kauerte mich zwischen Zusatzdecken für den Winter und Ersatzleintücher und ließ den Deckel bis auf einen Spalt herab. Kam Vater herein und setzte sich an seinen Arbeitstisch, war ich ganz Auge, ganz Ohr. Ich beobachtete, wie er die Kaffeetasse hob, hörte das Pusten und das Schluckgeräusch in seiner Kehle. Sah, wie er mit dem Zeigefinger die Zungenspitze antippte, die Seiten des Wörterbuchs umblätterte. *Flitz-flitz-flitz* machte es, während die Seiten sich vom einen Stapel hoben und sich im Stapel nebenan wieder ablegten. Das große estnische Wörterbuch, eines von vier Büchern, die Vater damals auf der Flucht da-beigehabt hatte. »Mein wichtigstes Arbeitsinstrument«, wie er immer sagte. Als Vierjähriger stellte ich mir vor, dass es darum gehe, an dem Buch jene Stelle zu finden, wo man hineinblasen und das Arbeitsinstrument zum Klingen bringen konnte. Aber Vater blies nirgendwo hinein, er feuchtete bloß seinen Finger an und blätterte um.

Irgendwann sein Murmeln. Allmählich wurde es lauter, melodischer, verwandelte sich in einen Singsang. Wie ein kleiner Musikantentrupp klang das, ein Trio aus Tuba, Fiedel und Quetschkommode. Und in meiner Truhe drin schwoll zugleich das Summen meines sechsten Fingers auf.

Wurde es am Tisch wieder still, verstummte auch mein Finger. Ich hielt mein Auge näher an den Spalt und sah, wie Vater die drei gerahmten Fotos auf dem Schreibtisch betrachtete. Das größte zeigte seine Eltern, Jüri und Minni Aavik, vor ihrem Haus auf der Insel Hiiumaa, Anfang des Jahrhunderts. Der strenge Blick des Vaters, alle fürchteten ihn. Das zweite Foto

zeigte meinen Vater selbst, Jaan Aavik, als Student der Universität Tartu, in den späten zwanziger Jahren. Auf dem dritten war meine Mutter zu sehen, Marie Aavik, geborene Bergmann, angebliche Ururenkelin des deutschbaltischen Weltumseglers Otto von Kotzebue, im geblühten Sommerkleid am estnischen Liederfest von 1938. Ich weiß bis heute nicht, wer das Foto aufgenommen hat, aber Mutters geschmeichelter und zugleich beschämter Blick lässt darauf schließen, dass der Mensch hinter der Kamera ihr etwas bedeutete. Es war ein Blick, den ich als Kind selten sah.

Wie hätte ich die Kraft des Erstarrungszaubers, der Vater in diesen Augenblicken erfasste, ermessen können? Ich war zwar in Estland geboren, hatte das Land aber vor meinem ersten Geburtstag verlassen. Meine Eltern hingegen mussten ihre Heimat mit einer Heftigkeit vermissen, die ihnen körperliche Schmerzen zufügte. Im Jahr 1947, als ich auf dem Kleinhüniger Dorfplatz zum ersten Mal mit der Welt zusammenstieß, hatten meine Eltern längst verinnerlicht, dass sie ihre Heimat wohl nie mehr sehen würden. Stalin hatte das Land fest im Griff; bereits während des Kriegs hatte er begonnen, es zu russifizieren, und er würde seine Arbeit wie ein gewissenhafter Chirurg weiterführen.

Auch die Geschichte, deren wahren Anfang ich hier noch immer suche, reicht in dieses Land zurück. Sie reicht zurück nach Tartu, auf die Insel Hiiumaa, und zu Opa Jüri und Oma Minni, die ich beide nur ein einziges Mal gesehen habe. So wie mein Vater ein Stück weit Jüri und Minni war, so bin auch ich sie, nur eben noch ein bisschen weniger als er. Ich bin so viele, die ich nie kannte. Ihre Träume zucken in meine eigenen Träume hinein, sie geben mir stumme Befehle, sitzen in meinem sechsten Finger und summen mir ihre Geschichte vor, und das ist keineswegs beruhigend.

Als Flüchtlinge fern der Heimat, als Paar in so einer engen Wohnung zu überleben, bedeutete für meine Eltern, stets die Form zu wahren. Man ging durch den Tag wie eine Turnerin über den Schwebebalken, Hader und Wallungen wurden auf flüchtige Gesten eingedampft. Beide hatten darin eine bewundernswerte Meisterschaft erlangt. Ich wollte es ihnen nie gleichtun. Und tat es dennoch. Erhob sich Vater von seinem Platz, um sich den nächsten Kaffee zu kochen, kletterte ich aus meiner Truhe, tippelte in die Küche, hin zu meiner Blechschatulle. Sie enthielt alles, was ich brauchte, um meinen Eltern nachzueifern: acht Farbstifte, einen Spitzer von Caran d'Ache, vier Wachskreiden und eine Telexrolle von meiner Tante. Unter dem Schnipp-Schnipp von Mutters Schere und dem Fauchen des Gasherds klaubte ich meine Arbeitsgeräte aus der Schatulle, und mein kindlicher Geist nahm seine Arbeit auf.

Mundlose Gesichter, Würfelkühe, Riesenblumen, Krakelkatzen. Ich war kaum talentierter als andere Kinder, doch mauserte ich mich bald zum Meister der Platzausnutzung. Erst wenn jede Ecke und jeder Zwischenraum mit buntem Leben bevölkert war, rollte ich die Telexrolle ein Stück weiter auf, um neue Gebiete meiner Fantasie zu erkunden.

Dann und wann holte Mutters Blick mich aus der Versenkung, ihre Augen wie ferne Sonnen. Sie musste sich dieser Ferne bewusst gewesen sein, denn es schien mir, als versuchte sie, die Sonnenwärme ihres Blicks so zielgenau wie nur möglich auf mich zu richten. So saßen wir in unserer Arbeitsküche und tauschten stumme Liebesbekundungen aus. Und irgendwann – nie blieb es aus – fiel ihr Blick auf meine linke Hand, und ich hatte den Eindruck, dass sie die Geschichte, die auf mich zukommen würde, mit all ihren Irrwegen bereits kannte.

~

Meine Zeit im Raumschiff, vertäut auf dem Planeten Kleinhüningen. Tagaus, tagein stille Arbeit. Schnittmuster für nichts und wieder nichts. Angefeuchtete Fingerspitzen auf dem Dünndruckpapier des großen estnischen Wörterbuchs: *flitz-flitz-flitz*. Und auf meiner Telexrolle tausend bunte Monster. Stetiger Tatendrang erfüllte das Raumschiff, aber auch dieser Geruch von Vergblichkeit.

Das überdurchschnittlich warme Jahr 1947 war mittlerweile im Juni angekommen, und ich wusste: Bald würde ich meinen zweiten Anlauf wagen, um die Welt da draußen zu meiner Welt zu machen. Pausenlos drang das Kreischen der Kinder durch das offene Küchenfenster und konkurrierte mit dem nötigen Summen meines sechsten Fingers.

Meine Eltern taten das Ihrige, um mich für das nächste Mal besser zu wappnen. Bereits am Tag meines ersten Ausflugs hatten sie mir zwei tägliche Deutschstunden verordnet. Das hieß, man sprach ab sofort während des Mittag- und Abendessens kein Estnisch mehr. Irgendwie hatten sie bis dahin vergessen, dass ich die neue Sprache erst noch lernen musste. Ihre Gespräche bestanden, seit wir hier waren, aus einem Kuddelmuddel von Estnisch und Deutsch. Vater hatte ein Kindermädchen gehabt, das aus einer verarmten deutschbaltischen Familie stammte. Als er in der Schweiz ankam, sprach er ein besseres Hochdeutsch als viele, die hier aufgewachsen waren. Mutter stammte aus einer deutschsprachigen Familie. Ihr Deutsch ließ allerdings zu wünschen übrig, da man es in ihrer Familie, wie Vater meinte, über die Generationen »verschludert« habe.

Juni 1947, mein zweiter Versuch also. Ich stemmte die Haustür auf. Über den Lagerhäusern beim Hafen stieg eine Rauchsäule hoch. Linker Hand eine Linde als grün flirrendes Schattengespenst. Dahinter, am Pumpbrunnen, die Kinder. Ich wagte nicht hinzuschauen. Zögerlich ging ich zur Hecke